

# Für unsere Kinder

Nr. 19 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1915

**Inhaltsverzeichnis:** Morgenlied. Von Konrad Ferdinand Meyer. (Gedicht.) — Vogelleben in der Stadt. — Die Mülllage. Von Ernest Seton Thompson. (Fortsetzung.) — Fuchs und Kranich. Von Wolfg. Goethe. (Gedicht.) — Das Sternchen. Märchen von Karl Erwald. — Der geschickte Hansel. (Gedicht.)

## Morgenlied.

Mit edeln Purpurröten  
Und hellem Amselschlag,  
Mit Rosen und mit Blüten  
Stolzert der junge Tag.  
Der Wanderschnitt des Lebens  
Ist noch ein leichter Tanz,  
Ich gehe wie im Reigen  
Mit einem frischen Kranz.

Ihr taubenehten Kränze  
Der neuen Morgenkraft,  
Geworfen aus den Lüften  
Und spielend aufgerafft —  
Wohl manchen ließ ich welken  
Noch vor der Mittagsglut;  
Zerrissen hab' ich manchen  
Aus reinem Übermut!

Mit edeln Purpurröten  
Und hellem Amselschlag,  
Mit Rosen und mit Blüten  
Stolzert der junge Tag —  
Hinweg du dunkle Klage,  
Aus all dem Licht und Glanz!  
Den Schmerz verlornen Tage  
Bedeckt ein frischer Kranz.

Konrad Ferdinand Meyer.

○ ○ ○

## Vogelleben in der Stadt.

Am schönen Sommermorgen strebt alles ins Freie. Draußen in Berg und Tal prangt der Frühsummer in vollem Schmuck. Die Wiesen stehen hoch und saftig mit bunten Blumen und wehendem Rispengras. Im schattigen Wald ist zwar die Zeit der lieblichen Maiblumen vorüber, dafür blühen die Erdbeeren, die Heidelbeeren und Preiselbeeren. Rings um die Stadt, wo sich die Gärten und Villen der Reichen hinziehen, duftet noch der letzte Flieder. Der Goldregen hängt seine

glänzendgelben Trauben über die eisernen Gartenzäune, der Mehlbeerbaum macht seinem Namen alle Ehre, denn er sieht wirklich aus, als habe der Bäcker einen Sack Mehl über ihn ausgeschüttet. Rotdorn und Schneeballbaum gehören auch noch in die vornehme Gesellschaft, während der gewürzige Holder mit seinen weißen, tellerförmigen Dolben fast ganz aus den städtischen Gärten verbannt ist. Drinnen auf den Beeten kommt schon der stolze Sommerfior, Rosen und Nelken werden bald das Feld beherrschen. Auch das Vogelied, das heute noch so laut und abwechslungsreich aus allen Zweigen herunterschallt, wird allmählich verstummen, wenn einmal der Juni vorbei ist. Noch aber sind die Vögel mit dem Brüten und Aufziehen ihrer Jungen beschäftigt, manche haben schon die zweite Brut. Während dieser Zeit sind sie lauter Leben und Fröhlichkeit. Jetzt ist auch die beste Zeit, sie zu beobachten, ihr Wesen und Treiben kennen zu lernen.

Es ist ein Wunder, wie viele Vogelarten sich bereits bis in die Großstadt hereingefunden haben und sich zwischen Mietkasernen und Fabriken heimisch fühlen. Wir brauchen gar nicht weit gehen, höchstens bis in die nächsten Anlagen. Zu schauen gibt's dort genug, nicht nur jene abscheulichen Tafeln, darauf „Verbote“ steht, und die absperrenden eisernen Zäune. Trotz der Menge lustwandelnder Menschen haben eine ganze Menge hübscher Singvögelchen und andere Tiere hier ihre Behausung aufgeschlagen. Wir brauchen nur die Augen richtig aufmachen und ab und zu in die dichtesten Gebüsche hineinspähen.

Wie vielerlei, woran die Spaziergänger achtlos vorübergehen! Gleich hier auf dem Bächlein unter Gebüsch und überhängendem Gras eine Wildente, eine richtige, kleine, anmutige Wildente, und hinter ihr drein eine ganze Schar entzückender, flaumiger Jungen. Sie fürchten sich gar nicht. Paßt auf, ob wir keine Wildente fliegen sehen. Denn fliegen können sie, höher als der höchste Parkbaum.

Jrgendwo in den grünen Wipfeln flötet im gelben Wams ein Pirol. Ich bin der Pirol! Ich bin der Pirol! ruft der eitle Gefell einmal über das andere. Der und der Kuckuck werden nie müde, ihren Namen herzusagen.

Sehen wir uns auf diese Bank! Ich habe ein paar Brotkrumen in der Tasche und streue sie auf den Weg. Wenig Menschen kommen hierher, desto mehr Buchfinken. Es sind zutrauliche kleine Herren mit rostroten Westen. Die Weibchen dürst ihr ja nicht mit den Späßen verwechseln. Sie sind zwar auch in der Hauptsache braun, aber viel zierlicher gebaut und haben an den Flügeln schwarz und weiße Bänder. Daran kennt man sie von weitem. Sib, gib! schreien die Buchfinken, nun schon keder geworden. Auch eine Kohlmeise mit gelbem Köcklein und schwarzem Käppchen kommt herbei und sucht, ob was zu holen ist. Drüben an dem Baum klettert ein stämmig gebauter Kleiber fast wie ein Specht auf und ab. Welch kurz zugespitztes Schwänzchen er doch hat und welch langen, kräftigen Schnabel! Ein reizendes Blaumeisichen hängt kopfüber an einem dünnen Zweig. An den Vogelfutterstellen im Winter kannst du diese finken und lieblichen Geschöpfchen am besten beobachten. Streitsüchtig sind sie aber und nehmen es im Zorn mit den größeren Kohlmeisen auf. Eine mit einem Nagel an irgendeiner freien Stelle im Winter befestigte Speckschwarte übt auf das Meisenvolt eine große Anziehungskraft aus. Sie hängen sich daran kopfüber und wie es gerade kommt, schlagen mit den Schnäbelchen drein und lösen auch das letzte Fettatömchen von der Schwarte. Fett macht warm. Darum lieben die Vögel im Winter auch recht dicke Samen, Nupsterne, Sonnenblumenterne und dergleichen.

Aber jetzt ist's Frühlommer. Die Brutzeit ist fast überall vorbei. Die Jungen sitzen im Nest oder probieren die ersten Flugkünste. Wenn wir sorgfältig gehen, werden wir mancherlei Nester sehen. Da ein dichter Berberitzenstrauch. Ein winzig kleines Vögeltchen schlüpft hinein, eine fette grüne Raupe im Schnabel. Das war die Grassmücke, deren kleinste Art man das Mälderchen nennt, von ihrem eigenartig klappernden Gesang. Leise, leise! Wenn wir die Zweige auseinanderbiegen, können wir die Kinderstube sehen. Vier junge, halbflügge Vögeltchen, die auf ihr Abendessen warten. Und wie sorgfältig das Nest mit Haaren, Moos und Federchen ausgepolstert ist! Die Mutter hat uns ein Weisichen mit ihren runden Glanzäugchen angestarrt, jetzt läßt sie sich auf den Boden fallen. Wie mit gebrochenen Flügeltchen hüpfst sie hilflos herum. Laßt sie nur! Es ist Verstellung. Die zärtliche Mutter will die Aufmerksamkeit

des bösen Feindes von den Jungen ab und auf sich lenken.

Wir gehen weiter. Aus einem Steinmüerchen tönt ein zartes Piepsen. Wir legen das Auge an eine schmale Ritze und gewahren wieder eine kleine Kinderstube. Ob es wohl Kohlmeisichen oder Schwarzköpfschen oder junge Rotschwänzchen sind? Man kann's nicht sehen, es ist zu dunkel. Morgen kommen wir wieder und passen auf, wie die Eltern aussehen, die aus und ein schlüpfen.

Tittititit! Wie schnell und zornig das über unseren Köpfen tönt! Flatternd und schreiend fahren zwei schwarze Amseln herunter auf den Nasen. Sie streiten um ein bräunliches Weibchen, denn jeder der schwarzgefackten Herren mit dem gelben Schnabel will seine zweite Hochzeit halten. Die Amseln sind richtige Stadtvögel geworden. Von den höchsten Häusern herab klingen abends und morgens ihre feierlichen Töne, in allen Gärten sind sie zu Hause, und selbst im Winter bleiben viele in der Stadt. Die mancherlei „Annehmlichkeiten“ des städtischen Lebens haben aus diesen einst scheuen Waldbögeln recht zutrauliche Gassenjungen gemacht. Auch ihre Vase, die Singdrossel, ist mehr und mehr dem verlockenden Beispiel gefolgt und aus ihren heimischen Wäldern in die Stadt gezogen. Sie ist etwas kleine und heller gefärbt als das Amselweibchen und leicht zu erkennen an der lichten, unregelmäßig punktierten Brust. Ihr Gesang ist zum Unterschied von der feierlich klagenden Amsel ein wahrer Freudenhymnus, ein in wenigen Tönen ersäunlich oft abgewandeltes Jubellied.

Unsere Zeit ist um, sonst könnten wir sicher noch eine ganze Menge Vogelarten auffindig machen, die trotz aller Autos, Schutzleute, Katzen und Hunde in der Stadt sich's wohl sein lassen, in den Gärten und Parks, unter Dächern und auf hohen Mauern nisten, brüten, Junge aufziehen und die alte Feld-, Wald- und Wiesenheimat ganz vergessen. Selbst in die grauen Proletarierviertel verlieren sich Amseln, Buchfinken, Emmerlinge und manche andere Gesellen.

Es dunkelt ein wenig, während wir den Park verlassen. Unter den Büschen huschen einige Tierchen. Sind's Wasserratten, sind's Kaninchen? Es werden wohl die letzteren sein. Der Parkwächter erzählt, einige Kaninchen seien im Park. Wie sie hierher gelangt seien, wisse er nicht. Es gehe ihnen gut.

Auf der Brücke, die über den Fluß führt, bleiben wir stehen. Schwalben schießen hin

und her über dem Wasser, meist sind es die großen Rauchschwalben. Die lieblichen kleinen Hauschwalben mit dem weißen Bäuchlein und den spitzgegelbten Schwänzen sind in der Stadt selten. Wenn der Herbst kommt, werden sich die Möwen einfinden, denn die Abfälle der Stadt geben reichliche Nahrungsgelegenheit. Freilich müssen auch größere Wasserflächen in der Nähe sein.

Überhaupt bemerken wir bei einer ganzen Reihe von Vögeln den berüchtigten „Zug in die Stadt“. Die scheue Amsel ist der zutraulichste, ja, abgesehen von den Spähen, der frechste Stadtvogel geworden. Man kann nicht sagen, daß ihr Gesang dadurch gewonnen hätte, auch baut sie das Nest nicht mehr mit derselben Sorgfalt wie im Walde. Die Amsel wohnt jetzt eben sorgloser und bequemer als ehemals, denn trotz aller Schattenseiten sind die Lebensbedingungen in der Stadt für sie besser als auf dem Lande.

Auch eine Menge anderer Vögel, die bisher in den Wäldern hausten, beginnen mehr und mehr die Stadt aufzusuchen. Die Forstwirtschaft räumt in der alten Heimat allzu sehr auf mit den alten, hohlen Bäumen und dem dichten Gestrüpp, darinnen bisher so viele Singvögelchen ihren Unterschlupf hatten. Dafür hängen vernünftige Stadtverwaltungen und Garteninhaber allerlei künstliche Nistkästen an Haus und Bäumen. Solche Nistkästen werden nicht nur von den Staren und Hausrotschwänzchen, sondern auch von den Waldvögeln gar nicht ungern aufgesucht. Wir können mit diesen Mitteln manche nützliche und schöne Vogelart vor dem Aussterben schützen. Und je mehr dafür gesorgt wird, daß die Menschen in der Stadt genug Licht und Luft haben und grüne Anlagen und Gärten zur Erholung, desto leichter wird es gelingen, recht viele Vogelarten als bleibende Gäste in die Stadt zu ziehen. Dann wird uns morgens nicht mehr das Wagengerassel und die Fabrikspeise wecken, sondern das Lied der Amseln, Finken, Meisen, Zeisige, und wie sie alle heißen.

o o o

## Die Müllkaze.

Von Ernest Seton Thompson. (Fortf.)

Am fünften Tage wagte sich die kleine Kaze noch einmal auf die Straße, von dem verzweifelten Verlangen nach Nahrung getrieben. Als sie fern von dem sicheren Hasen des Zaunloches war, sahen ein paar kleine Knaben an, mit Steinen nach ihr zu werfen. Voll Angst

lief sie fort; da tauchte ein Hund auf und jagte mit den Straßenjungen hinter der Geängsteten her, deren Lage gefährlich wurde. Doch zu ihrem Glück kam sie gerade an einen eisernen Zaun um ein Haus und drückte sich zwischen den Gitterstangen durch, als sie der Hund eben eingeholt hatte. Eine Frau am Fenster des Oberstockes rief dem Hund ein paar laute Worte zu, um ihn zurückzuschrecken. Dann warfen die Kinder der Frau der Gejagten ein Stück Rahenschmalz hinunter, so daß sie das köstlichste Mahl in ihrem Leben hatte. Unter der Freitreppe fand sich ein sicheres Plätzchen, und dort saß sie geduldig, bis Mutter Nacht den Mantel der Ruhe über alles Lebendige breitete; dann schlich sie sich wie ein Schatten in ihren gewohnten Müllwinkel zurück.

So gingen die Tage zwei Monate lang dahin. Miese nahm an Größe und Kraft wie an genauer Kenntnis der nächsten Umgebung zu. Sie machte sich mit der ganzen Downeystraße bekannt, wo lange Reihen von Müllkästen jeden Morgen neue Überraschungen brachten. Auch bildete sie sich ihre eigenen Gedanken über die Hauseigentümer. So war das große Gebäude für sie nicht eine römisch-katholische Mission, sondern ein Ort, wo die feinsten Konservenbüchsen mit Hummer und Fisch zu finden waren. Bald machte sie auch die Bekanntschaft des Fleischmannes und schloß sich an die Kagenschar, die scheu den äußeren Kreis bildete. Auch den Werfthund nebst zwei oder drei anderen Vertretern derselben entsehrlichen Tierklasse lernte sie kennen; sie wußte, was sie von ihnen zu erwarten hätte und wie sie ihnen am besten entgegen könnte. Dabei hatte sie das Glück, eine neue Erwerbsquelle zu finden. Viele tausend Kagen haben sicher schon hoffnungsvoll um die verführerischen Milchkannen gelungert, die der Milchmann in aller Frühe auf Treppentufen und Fensterbretter stellt, und es war der reine Zufall, daß unser Miezchen eine fand, deren Deckel entzwei war, so daß sie ihn heben und einen herzhaften Morgentrunke tun konnte. Milchflaschen freilich spotteten ihres Wizes, aber so manche Kanne hat einen Deckel, der nicht völlig schließt, und das Käychen ließ sich die Mühe nicht verdrücken, alle solche Kannen in ihrem Bezirk ausfindig zu machen. Allmählich dehnte sie ihr Revier durch immer weiter reichende Streifen aus, bis sie auch den nächsten Häuserblock beherrschte und schließlich auch wieder zwischen die Fässer und Kisten des Hofes hinter der Vogelhandlung geriet.

Der alte Hof der Eisenhandlung war für sie niemals ein rechtes Heim gewesen, sie war sich dort immer wie eine Fremde vorgekommen, aber hier fühlte sie sich als Eigentümerin, und die Anwesenheit einer anderen kleinen Kaze erregte sofort ihren eifersüchtigen Groll. Sie trat ihr mit drohender Miene entgegen. Schon standen sich beide schnurrend und spuckend gegenüber, als ein Eimer Wasser, den man ihnen von einem oberen Stockwerk über den Leib goß, sie gründlich durchnässte und ihre Wut erheblich kühlte. Beide flüchteten sich, die andere über den Baum und unsere Mieze unter dieselbe Kiste, wo sie das Licht der Welt erblickt hatte. Die ganze Umgebung hier, vor allem aber der Hof selbst, hatte es ihr angetan, weshalb sie ihn wieder zu ihrem Standort wählte. Zwar fand sich hier nicht mehr esbarer Abfall als im bisherigen Hof, und Wasser fehlte ganz, aber dafür wurde er hin und wieder von Ratten und auch von Mäusen eriter Güte aufgesucht; und diese verschafften ihr nicht nur eine sehr schmackhafte Abwechslung in den Mahlzeiten, sondern indirekt auch einen Freund.

## IV.

Jetzt war Mieze völlig ausgewachsen und stellte sich als ein überraschend schönes Exemplar des tigerartigen Kagentypus dar. Sie hatte schwarze Tupfen auf sehr hellgrauem Grunde, und die vier weißen Schönheitspflästerchen an Nase, Ohren und Schwanzspitze gaben ihr ein vornehmes Aussehen. Sie verstand vorzüglich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, und doch gab es Tage, wo sie Not litt und wieder vergeblich versuchte, einen Sperling zu fangen. Sie lebte bisher ganz einsam, aber bald trat eine neue Macht in ihr Leben.

Eines Augusttages lag Mieze in der Sonne, als eine große schwarze Kaze auf einer Mauer auf sie zukam; sie erkannte sofort den alten Kater an seinem zerfetzten Ohr und verkroch sich in ihre Kiste. Er ging langsam seinen Weg fort, setzte mit leichtem Schwung auf einen Schuppen am Ende des Hofes und schritt quer über das Dach, als eine gelbe Kaze auftauchte. Der schwarze Kater stierte und heulte sein Gegenüber an, der gelbe Kater tat das gleiche, während sie zugleich ihre Schwänze von einer Seite zur anderen peitschten. In tiefen Kehltönen gaben sie ihren kriegerischen Gefühlen Ausdruck und schritten mit nach hinten gelegten Ohren und gespannten Muskeln aufeinander zu.

„Jau—jau—auh!“ sagte der Schwarze.  
„Bau—u—u!“ lautete die etwas tiefer gestimmte Antwort.

„Ja—uau—uau—uauh!“ sagte der Schwarze und rückte einen halben Zoll näher.

„Bau—u—uh!“ erwiderte der Gelbe, sich zu voller Höhe aufrichtend, und trat mit großer Würde einen Zoll näher. „Bau—uh!“ und er rückte noch einen Zoll näher, während sein Schwanz pfeifend von rechts nach links flog.

„Ja—uau—jau—uh!“ schrie der Schwarze, seine Stimme erhebend, und fuhr einen achtel Zoll zurück, als er die breite Brust so dicht vor sich sah.

Ringsum öffneten sich Fenster, und menschliche Stimmen wurden laut, aber das Katerschauspiel ging weiter.

„Jau—jau—auh!“ grollte die gelbe Gefahr, die Stimme senkend, während die des Nebenbuhlers sich hob. „Jauh!“ fügte der Mongole, noch einen Schritt vorwärts machend, hinzu.

Jetzt waren ihre Nasen nur noch drei Zoll voneinander entfernt, sie standen schräg gegeneinander, jede zum Krallen bereit, aber jede des gegnerischen Angriffs gewärtig. Drei Minuten lang starrten sie einander stumm und wie Bildsäulen an, nur daß die Schwänze in heftiger Bewegung von einer Seite zur anderen flogen.

Dann fing der Gelbe wieder an: „Jau—au—auh!“ sagte er in tiefem Tone.

„Je—e—e—eh!“ zeterte der Schwarze, bemüht, durch seinen Kriegsschrei Schrecken zu erregen, zog sich dabei aber einen sechszehntel Zoll zurück.

Der Gelbe rückte dafür um einen halben Zoll heran; schon berührten sich ihre Barthaare, noch eine Annäherung, und fast trafen ihre Nasen aneinander.

„Ja—u—uh!“ kam es aus der Schnauze des Gelben wie ein tiefer Seufzer.

„Je—e—e—eh!“ gellte der Schwarze, zog sich aber einen zweiunddreißigstel Zoll zurück, und jetzt stürzte sich der gelbe Kämpfer wie besessen mit Zähnen und Krallen auf ihn.

O, wie sie rosten und bisßen und kratzten, vorzüglich der Gelbe!

O, wie sie stießen und packten und drückten, vorzüglich der Gelbe!

Kopfüber, kopfunter, bald dieser oben, bald der andere, meist aber der Gelbe, und immer weiter rollte der kämpfende Knäuel das Dach hinab, bis er, unter Hurrarufen aus allen Fenstern am Rande angelangt, hinunterfugelte. Aber nicht eine Sekunde verloren sie bei diesem

Faß auf den Hinterhof, beständig rissen und trallten sie einander beim Hinabstürzen, vorzüglich der Gelbe. Und als sie, immer noch kämpfend, den Boden berührten, war wieder der Gelbe oben, und als sie voneinander ließen, hatte jeder so viel abgekriegt, als er brauchte, vorzüglich aber der Schwarze! Er kletterte eine Wand hinauf und verschwand blutend und heulend vom Schauplatz, während von einem Fenster zum anderen die Kunde flog, Cailley's Nigger habe doch vor dem Gelben Tom Fersengeld geben müssen.

Nun war der Gelbe Tom entweder ein sehr findiges Tier, oder unsere Miese versteckte sich nicht sehr sorgfältig, jedenfalls fand er sie zwischen den Kisten, und sie machte keinen Versuch zur Flucht, wahrscheinlich weil sie Zeugin des Zweikampfes gewesen war. Nichts ist für das weibliche Herz verführerischer als kriegerischer Ruhm. Hinfort waren der Gelbe Tom und Miese die besten Freunde, nicht als ob sie ein gemeinsames Leben geführt und ihre Nahrung geteilt hätten — das kommt bei Katzen wenig vor — aber sie erkannten einander doch besondere freundschaftliche Vorrechte zu.

## V.

Der September war vorüber, und schon waren die kurzen Oktobertage angebrochen, als in der alten Rahenliste ein besonderes Ereignis eintrat. Wäre der Gelbe Tom erschienen, so hätte er fünf kleine Käzchen in den Armen ihrer Mutter, unserer Müllkaze, zusammengewickelt liegen sehen können. Es war etwas Wunderbares für sie. Sie empfand den ganzen Stolz, den eine Tiermutter empfinden kann, und das ganze Entzücken, sie liebte die Kleinen und beleckte sie mit einer Zärtlichkeit, die sie selbst hätte in Erstaunen setzen müssen, hätte sie dergleichen Gedanken fassen können.

Es hatte sich ihr freudloses Dasein mit Freude gefüllt, aber ihr schweres Teil von Sorge war dabei auch beträchtlich drückender geworden. Sie bedurfte jetzt ihrer ganzen Kraft, um den nötigen Lebensunterhalt herbeizuschaffen. Die Last steigerte sich noch, als ihre Jungen groß genug waren, um die Kisten herumzutreiben, was sie regelmäßig taten, als sie sechs Wochen alt waren. Daß Sorgen und Mühen stromweise kommen und das Glück tropfenweise, weiß man in der Welt der Hinterhöfe nur zu gut. Miese hatte in zwei Hungertagen zwei Scharmügel mit Hund und einen Steinhagel von Males's Neger zu bestehen gehabt. Dann drehte sich der Wind.

Am nächsten Morgen fand sie eine volle Milchkanne ohne jeden Deckel, konnte einer Kostgängerin des Fleischmanns ihr Stück Leber abjagen und fand einen großen Fischkopf, und das alles innerhalb zweier Stunden. Eben war sie mit jener vollkommenen Befriedigung heimgekehrt, wie sie nur ein voller Magen verleih, als sie ein kleines braunes Geschöpf in ihrem Hinterhof erblickte. Ihre Jagderinnerungen drängten sich mit voller Macht auf; sie wußte nicht, was das war, aber sie hatte verschiedene Male Mäuse getötet und verzehrt, und dies war offenbar eine riesige Maus mit gestulmtem Schwanz und langen Ohren. Miese stellte der großen Maus mit außerordentlicher, aber unnötiger Vorsicht nach, denn das kleine Kaninchen saß ruhig da und schaute vergnügt in die Welt hinein. Es machte gar keinen Versuch davonzulaufen, und Miese sprang darauf los und packte es. Da sie keinen Hunger hatte, trug sie die neue Beute zu ihrer Wofnkiste und warf sie ihren Jungen vor. Das Tierchen war nur wenig verletzt, und da es nicht aus der Kiste hinaus konnte, verkroch es sich zwischen die Käzchen. Als diese dann von der Mutter ihre Abendmahlzeit erhielten, zauderte der Fremdling nicht lange und wollte auch sein Teil haben. Die Alte war überrascht. Der Jägerinstinkt hatte sie angetrieben, aber ihr satter Magen dem Kaninchen das Leben gerettet und dem mütterlichen Instinkt Raum gegeben. Das Endergebnis war, daß das Kaninchen ein Glied der Familie und hinfort mit den Käzchen gehütet und gefüttert wurde.

Zwei Wochen vergingen, die Käzchen tummelten sich fleißig zwischen den Kisten umher, während das Kaninchen drin bleiben mußte. Als Jap Malee die Jungen im Hinterhof herumtrieben, sagte er dem Neger, er solle sie wegschießen. Das tat er denn auch eines Morgens mit einem kleinlälbrigen Gewehr. Eins nach dem anderen hatte er erlegt und in den Spalten des Holzhausens, auf dem sie herumgekrochen waren, verschwinden sehen. Da kam die Alte auf der Mauer mit einer Wertratte im Mause dahergelaufen. Der Schwarze hatte auch sie schießen wollen, besann sich aber beim Anblick der Ratte eines andern: eine Kaze, die Ratten fing, verdiente zu leben. Es war zufällig ihre allererste Ratte, aber sie rettete sie vor dem sicheren Tode. Sie lief über den Holzhaufen ihrer Kiste zu und wunderte sich wahrscheinlich, daß sich dort kein Junges auf ihren Ruf einstellte, und das Kaninchen wollte von der Ratte nichts wissen.

Mieze legte sich hin, das Kaninchen zu säugen, lockte aber dabei beständig die säumenden Jungen. Diesem Tone folgend, froch der Neger geräuschlos bis zur Stelle und bemerkte, als er in die Kiste blickte, zu seinem größten Erstaunen darin die Alte, ein lebendiges Kaninchen und eine tote Ratte.

Die Katzenmutter legte ihre Ohren zurück und fauchte. Der Schwarze verschwand, aber eine Minute später wurde ein Brett auf die Öffnung der alten Kiste gelegt und diese mit allem, was tot oder lebendig darin war, in den Vogelkeller getragen.

„Sehen Sie, Herr, da ist das kleine Karnickel, das wir verloren haben. Die Alte hat's gestohlen und ihren Jungen zum Spielzeug gebracht,“ rief der Neger.

Mieze und Kaninchen wurden vorsichtig in einen geräumigen Drahtkäfig gebracht und als glückliche Familie vorgezeigt, bis das kleine Nagetier nach ein paar Tagen krank wurde und starb.

Mieze gefiel es in dem Käfig ganz und gar nicht. Wohl hatte sie genug zu fressen und zu saufen, aber sie lechzte nach der freien Luft und würde auch wahrscheinlich nun „Freiheit oder Tod“ erlangt haben, hätte sie nicht in den vier Tagen ihrer Gefangenschaft sich so gesäubert und geleckt, daß ihre außergewöhnlich schöne Färbung sichtbar wurde und Jap sich entschloß, sie zu behalten. (Fortsetzung folgt.)

o o o

### Fuchs und Kranich.

Zwei Personen, ganz verschieden,  
Luden sich bei mir zur Tafel,  
Diesmal lebten sie in Frieden,  
Fuchs und Kranich, sagt die Fabel.

Beiden macht' ich was zurechte,  
Rupfte gleich die jüngsten Tauben;  
Weil er von Schakals Geschlechte,  
Legt' ich bei geschwollne Trauben.

Langgehästes Glasgefäße  
Sest' ich ungefümt dagegen,  
Wo sich klar im Elemente  
Gold- und Silberfischlein regen.

Sättet ihr den Fuchs gesehen  
Auf der flachen Schüssel haufen,  
Neidisch müßtet ihr gestehen:  
Welch ein Appetit zum Schmausen!

Wenn der Vogel, ganz bedächt'ig,  
Sich auf einem Fuße wiegte,

Sals und Schnabel, zart und schwächt'ig,  
Zierlich nach den Fischlein schmiegte.

Dankend freuten sie beim Wandern  
Sich der Tauben, sich der Fischchen;  
Jeder spottete des andern,  
Als genährt am Ragentischchen.

Willst nicht Salz und Schmalz verlieren,  
Mußt, gemäß den Urgeschichten,  
Wenn die Leute willst gastieren,  
Dich nach Schnauz' und Schnabel richten.

Wolfgang Goethe.

o o o

### Das Sternenkind.

(Nachdruck verboten.)

Märchen von Karl Ewald.

Jedermann weiß, daß die Sterne am Himmel schwimmen wie die Fische im Wasser.

Ein Unterschied ist ja allerdings vorhanden. Die Sterne fängt niemand. Auch schwimmen sie nicht hierhin und dorthin und auf und nieder wie die dummen Fische; sie folgen ihrer unveränderlichen Bahn bis in alle Ewigkeit.

Einem Stern fällt es im Leben nicht ein, eine kleine Sonntagnachmittagstour zu unternehmen. Sonnen und Monde, Planeten und wie sie sonst heißen, Sterne ersten Ranges und Sterne, die nichts als Narrenpoffen sind — bis auf unsere eigene erbärmliche Erde herab... sie alle spazieren ordentlich und nett umher, wie es ihnen vorgeschrieben ist, ohne Extratouren.

Der Komet faust plötzlich heran und ist wieder verschwunden, ehe man sich vom Schrecken erholt hat; aber auch er tut nur das, was er muß und weicht nicht um einen Zoll breit aus seiner Bahn.

Darum ist es vielleicht ein wenig langweilig, ein Stern zu sein. Aber es ist auch wiederum sehr hübsch. Und außerordentlich feierlich. Und manch munterer Dorsch könnte sich wünschen, nur halb so artig zu sein.

Obwohl so am Himmel alles schön ordentlich zugeht, passieren doch mitunter Dinge, die die Sterne in große Gemütsbewegung versetzen und sie ganz aus dem Konzept bringen würden, wenn dies Konzept nicht so ausgezeichnet wäre.

Nun zum Beispiel das, was ich hier erzählen will.

Es ist schon ungeheuer lange her. Aber was in alten Zeiten passierte, war ja viel amüsanter als das, was heute passiert. Und dann ist das Angenehme dabei, daß man darüber reden kann, ohne jemand zu kränken.

Eine Sonne spielte eine Rolle dabei. Nicht unsere eigene Sonne, die uns bescheint . . . wenn auch bei weitem nicht so oft, wie wir's wohl wünschen möchten. Sondern eine andere Sonne in großer Entfernung. Denn ebenso wie es auch noch andere rote Kühe gibt als die des Pfarrers, so gibt es auch eine Menge Sonnen, die uns nie in die Augen stechen und an die wir darum für gewöhnlich nicht denken.

Diese Sonne verlor eines Morgens ein Stück ihrer selbst. Sie war zwar so groß, daß sie den Verlust verschmerzen konnte. Aber ein jeder will ja gern behalten, was er hat. Außerdem entstand da, wo das Stück gefessen hatte, ein Loch. Und das ärgerte die Sonne, die sonst in jeder Beziehung eine korrekte Sonne war und sich nicht gern am Himmel blamieren wollte. Darum begann sie, sich wie besessen um ihre Achse zu drehen. Auf die Art werden nämlich die Sterne rund, während andere Leute bekanntlich am leichtesten durch Stillstehen und Faulenzen dick und rund werden. Und als sie sich ein paar tausend Jahre gedreht hatte, war der Schaden ausgebeßert, und damit scheidet diese Sonne aus unserer Geschichte aus.

Aber das Stück, das sich abgetrennt hatte, tanzte an den Himmel hinaus, und von ihm handelt die Geschichte.

Es war kein dickes, hartes, eckiges Stück, wie es zum Beispiel von einem Teller abbricht, der verunzlickt. Vielmehr war es ganz locker, lustig und leicht und wogte auf eine so muntere, leichtsinnige Art am Himmel dahin, daß die artigen Sterne vor Schreck ganz außer sich gerieten.

„Gott erbarme sich!“ sagte einer.

„Was in aller Welt ist das?“ rief ein anderer.

„Hab' ich den Verstand verloren?“ schrie ein dritter.

Doch das Stück tanzte weiter, ohne nach rechts oder links zu schauen, und hörte gar nicht auf ihre Worte.

„Er rennt gegen mich,“ sagte ein vierter Stern.

„Er bringt uns alle durcheinander,“ sagte ein fünfter.

„Er ist vollkommen ungeseglich,“ fiel ein sechster ein.

Zulezt faßte sich ein siebenter ein Herz und rief das Stück an.

„He . . . du da!“ rief er. „Wer bist du? Woher kommst du? Wohin willst du? Was denkst du dir denn dabei, hier so ohne Anstand umherzuschlendern?“

„Du fragst viel auf einmal!“ erwiderte das Stück.

„Wer bist du?“ fragte der Stern wieder.

„Ich frage dich im Namen sämtlicher Sterne.“

„Ich weiß es wirklich nicht,“ sagte das Stück.

„Ich bin gewiß nichts. Ich bin abgefallen und fühle mich so frei und froh, und das Leben erscheint mir so wunderschön. Es ist mir ganz gleichgültig, wohin ich komme, wenn ich nur immer weiter dahinfliegen kann.“

„Habt ihr je so etwas gehört?“ rief der siebente Stern.

Nein, das hatten sie nicht.

Sprachlos starrten sie einander an. Eine solche Rede hatte man am Himmel noch nie vernommen, solange er bestand.

Als sie sich wieder ein wenig erholt hatten, begannen sie zu besprechen, was dabei zu tun sei. Ihre Beratung dauerte lange. Es war ja nicht nur eine ernste, ungewöhnliche Sache, sondern es kam hinzu, daß jeder von ihnen auf seine Bahn achten mußte, und manchmal verstrichen mehrere hundert Jahre, bis sie sich wieder trafen.

Schließlich wurden sie sich darüber einig, was sie mit dem frechen Dachs tun wollten. Eine große ernste Sonne nahm das Wort und sagte:

„Hör mal, mein Kind. Wir haben beschlossen: Da du nun einmal am Himmel bist, wollen wir versuchen, einen ordentlichen, braven Stern aus dir zu machen. Du wirst natürlich selber einsehen, daß es besser für dich ist, eine feste, anständige Stellung zu bekommen, als dich so ins Blaue hinein umherzutreiben.“

„Ich weiß nicht,“ sagte das Stück. „Was ist das: ein Stern?“

„Ein Stern ist das größte in der Welt,“ sagte die Sonne. „Die Sterne gehen vornehm und unabänderlich am Himmel dahin; sie sind erhaben über alles mögliche Gezänk und allen Spektakel. Sie leuchten allen voran als gutes Beispiel von Festigkeit und Frieden und allen ausgezeichneten Tugenden. Ein solcher Stern kannst du werden, wenn du artig bist. Was bist du jetzt? Ein ganz unordentliches Geschöpf.“

„Das will ich auch bleiben,“ sagte das Stück.

„Es geht mir gut und ich amüsiere mich viel besser als ihr alle. Ich mache mir nichts daraus, jemandem zu leuchten, und habe keine Lust, ein gutes Beispiel zu sein.“

„Hat man je so etwas gehört!“ sagten die Sterne zueinander.

Nein, so etwas hatte man noch nicht gehört. Aber die Sonne sagte zu ihnen, der arme Stern

sei noch so jung und habe sich so lange frei und ledig umhergetrieben, daß man Nachsicht mit ihm haben müsse. Sie wolle darum nochmals den Versuch machen, ihn zur Vernunft zu bringen.

„Du wirst es bereuen, wenn du meinen Rat nicht befolgst. Ich will mich deiner Erziehung selber annehmen und rechne auf deine Dankbarkeit. Wenn du dich gut ausführst, mache ich dich vielleicht zu meinem Trabanten.“

Das Stück hörte nicht einmal zu. Es segelte lustig weiter und sang vor sich hin:

Wogen und gleiten  
Luftig und leicht,  
Niemals gebeugt,  
Auf den himmlischen Weiten . . .  
Frei und led,  
Ohne Ziel und Zweck . . .  
Den Sternen ich eins auf die Nase will geben!

In diesem Augenblick kam es der Sonne zu nahe.

„Au . . . was ist das?“ rief das Stück.

Es fühlte sich von einer unwiderstehlichen, unbekanntn Macht ergriffen. Es war, wie wenn eine gewaltige Hand es im Nacken packte und schüttelte.

„Was ist das . . . was ist das nur?“ schrie es erschrocken.

„Das ist die Schwerkraft,“ sagte die Sonne.

„Ich will weg . . . laß mich los!“ schrie das Stück.

„Das könnte ich gar nicht einmal, wenn ich auch wollte,“ erwiderte die Sonne. „Nun bist du fertig, lieber Freund.“

„Hilfe! Hilfe!“ schrie das Stück.

„Unsinn,“ sagte die Sonne. „Hier kann niemand helfen. Hör' jetzt zu und tu, was ich sage; dann kommt das übrige von selbst.“

Jetzt war es dem Stück zumute, wie wenn die Sonne es an einer Schnur herumschwenkte. So sehr es sich auch wehren mochte, es konnte nicht loskommen.

„Gar nicht so übel für den Anfang,“ sagte die Sonne.

„Es langweilt mich,“ meinte das Stück.

„Es ist niemals gar zu amüsam, vornehm zu sein,“ sagte die Sonne. „Und vornehm wirst du. Du fährst jetzt einfach fort, genau in dem Abstand um mich her zu laufen, den du jetzt hast, und der hunderttausend Meilen beträgt, wenn du dich für Zahlen interessierst.“

„Nein, das tu ich nicht,“ sagte das Stück.

„Es wird schon kommen,“ sagte die Sonne. „Zahlen sind faktisch das einzige, woran gebildete Sterne denken und davon sie reden.“

Es gibt Sterne, die nie weniger als eine Billion in den Mund nehmen. Es gibt Sterne, die mit so großen Zahlen rechnen, daß sie sie selbst nicht aussprechen können.“

„Ich mache mir nichts aus Sternen,“ sagte das Stück.

Aber die Sonne ließ sich nicht stören.

„Das war recht,“ sagte sie ermunternd.

„So . . . es geht ja sehr gut . . . ho, ho . . . nicht zu hitzig . . . immer gleichmäßig schnell.“

„Ich will los,“ schrie das Stück.

„Hör' jetzt weiter,“ sagte die Sonne. „Du drehst dich nicht nur um mich, sondern auch um dich selbst . . . stets, unaushörlich . . . verstellst du?“

„Ich will nicht,“ schrie das Stück.

„Dann wirst du rund, lieber Freund,“ sagte die Sonne. „Du hast ja eine gräßliche Figur ohne allen Anstand. So . . . war's recht. Wenn du nur fleißig bist, wird sich schon alles finden.“

Das Sternestück war so erschöpft und verwirrt, daß es sich in sein Schicksal ergab und gehorchte.

Es lief und lief und drehte sich. Als sieben Millionen Jahre vergangen waren, war es rund und niedlich geworden, nur an beiden Enden etwas abgeplattet; aber das stand ihm gut.

„Sehr schön,“ sagte die Sonne. „Du hast dein Gefellenstück gemacht. Hiermit ernenne ich dich feierlichst zu meinem Trabanten.“

„Vielen Dank,“ sagte das Sternestück.

Und alle anderen Sterne gratulierten.

(Schluß folgt.)

o o o

## Der gescheite Hansel.

Hansel am Bach  
Hat lauter gut' Sach',  
Hat 's Häufel verbrennt,  
Hat Lumpen drum gehängt.

Hansel am Bach  
Hat lauter gut' Sach',  
Hat Fischlein gefangen,  
Hat die Schuppen heimbracht.

Hansel und Gretel,  
Zwei lustige Leut',  
Der Hansel ist närrisch,  
Die Gretel nit gescheit.

---

Verantwortlich für die Redaktion:  
Frau Clara Betkin (Zindel), Wilhelmshöhe,  
Post Degerloch bei Stuttgart.  
Druck u. Verlag J. G. W. Metz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.